

# Amts- und Intelligenzblatt

für den OberamtsBezirk

## Neuenbürg.

Enthält zugleich Nachrichten für den OberamtsBezirk Calw.

N<sup>o</sup> 71.

Mittwoch den 9. September

1846.

### Amtliches.

Calmbach.

#### Conferenz.

Die nächste Conferenz wird am 21. Oktober zu Höfen gehalten werden. In den Aufträgen wolle ein Gutachten über das kürzlich erschienene und überall angeschaffte Schriftchen von Nieke über **wechselseitigen Unterricht** gegeben werden.

Ueber die Catechisation wird Näheres noch bekannt gemacht werden.

Den 3. September 1846.

Pfarrer Eifert.

Calmbach.

#### Auswanderung.

Jakob Fr. Dürr, Holzhauer, von hier, will mit seiner Familie auswandern; da er aber keine Bürgschaft zu leisten im Stande ist und durchaus kein eigenes Vermögen besitzt, so auf diesem Wege Jedermann in Kenntnisezt!

den 5. September 1846.

Der Gemeinderath.

Birkenfeld.

#### Rübe- und Heuverkauf.

Im Exekutionswege werden hier am Freitag den 11. September d. J., Morgens 8 Uhr,

und Heu im öffentlichen Aufstreich zum Verkauf gebracht werden.

Die löblichen Schultheissenämter werden ersucht, diesen Verkauf in ihren Gemeinden bekannt machen zu lassen.

Den 4. September 1846.

Schultheissenamt.  
Tränkle.

### Privatnachrichten.

Birkenfeld.

#### Wirthschaftsverkauf.

Der Unterzeichnete ist wegen Wohnorts-Veränderung gesonnen, sein Haus ic., das Wirthschaftsgebäude zur Sonne, mit Schildgerechtigkeit, aus freier Hand zu verkaufen. Liebhaber können das Ganze täglich einsehen und einen Kauf mit ihm abschließen.

Carl Wahl zur Sonne.

Soffenau.

#### Aufforderung.

Die Unterzeichneten, welche nach Nordamerika auszuwandern gesonnen sind, fordern auf diesem Wege alle diejenigen auf, welche eine rechtliche Forderung an sie zu machen haben, solche binnen 14 Tagen bei ihnen geltend zu machen, widrigenfalls sie sich spätere Nachtheile selbst zuzuschreiben hätten.

Den 29. August 1846.

Michael Kentschler,  
Andreas Groshanns.

Oberlengenhardt.

### Feiler Farren.

Der Unterzeichnete hat einen schönen 2½ jährigen rothscheckigen Farren, Schweizer Race, billig zu verkaufen.

Gottlieb S t a h l.

Neuenbürg.

In der Wilhelmine Raschold'schen Pflanzschafft liegen etliche hundert Gulden gegen gesetzliche Sicherheit zum Ausleihen bereit.

Rapfenhardt.

Bei Unterzeichnetem liegen gegen gesetzliche Sicherheit 200 fl. Pflanzschaffts-geld zum Ausleihen parat.

Georg B u r g h a r d.

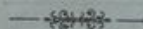
## Landwirthschaftliches.

### Kaufet ThimotheusGras!

Von diesem Ausdrufe wiederhallen seit einiger Zeit fast alle Zeitungen. ThimotheusGras ist die Tagesparole der Landwirthe. Möchte sie ihre Wichtigkeit in jeder Hinsicht bewähren!

In der Provinz Sachsen und den angrenzenden Landestheilen sind Versuche, dieses Gras (dessen botanischer Name ist Phleum pratense) im Großen unter dem Klee anzubauen, mit günstigstem Erfolg gemacht worden. Der Rittergutsbesitzer Herr von Wedemann zu Anrode in Thüringen berichtet über diese Versuche u. A. „Der Anbau des ThimotheusGrases unter dem Klee hat sowohl in der Fourage-Bermehrung, da solches im 2. und 3. Jahre, wo oft durch ungünstige Winter der Klee verloren geht, einen sichern und guten Ertrag geliefert, als auch in vermehrter Bodenkraft, in dem Bau der Halm- und Schotenfrüchte, die sichersten und glücklichsten Erfolge herbeigeführt, so daß ich es für Pflicht halte, alle Hrn. Dekonomen darauf aufmerksam zu machen.“ Zugleich bietet Herr von Wedemann Saamen dieses Grases zum Kaufe aus!

Wenn sich zu Versuchen Liebhaber bei dem VereinsVorstande melden würden, könnte eine Quantität Saamen von Herrn v. Wedemann bezogen werden.



## Miszellen.

### Das geraubte Kind.

Eine nordamerikanische Skizze.

(Fortsetzung.)

„Gott allein weiß es!“ fuhr er mit sich selbst redend nach einer Pause fort, und ließ den Kopf schwerfällig auf die Brust sinken; aber rasch richtete er ihn wieder auf, und stürzte schnell nach einander zwei Gläser Brantwein hinunter.

„Und wie hat sich das schreckliche Ereigniß zugetragen?“ fragten wir.

„Meine Frau wird's Ihnen erzählen,“ war seine Antwort.

Diese hatte den Tisch verlassen und sich neben das Bett gesetzt, wo sie schluchzte und weinte. Der Doctor stand auf, ergriff sie bei der Hand, redete ihr mit Trostesworten zu und brachte sie wieder an unsern Tisch. Alle Augen waren auf sie gerichtet, und da sie sah, wie wir ungeduldig ihrer Erzählung harreten, um etwas Näheres über die ungewöhnliche Begebenheit zu erfahren, da wischte sie sich die Thränen ab und begann also:

Gestern sind es vier Wochen gewesen. Clarke war in dem Holze und ich überwachte unsere Leute, welche auf dem Felde arbeiteten. Der Morgen war herrlich, es war der schönste, den man noch in dem Mississippithal gesehen hat, und da die Dienstboten, wie sie wissen, nicht sonderlich gern arbeiten, wenn sie sich davon losmachen können, so blieb ich lange Zeit bei ihnen. Es war nach dem Stand der Sonne bereits eilf Uhr, als ich mich erinnerte, daß es nun Zeit sei, nach Haus zurückzukehren, um die Mahlzeit für unsere Leute zu bereiten, und ich machte mich also auf den Weg. Ich wüßte Ihnen nicht zu sagen, wie es geschah; aber als ich durch das Feld hieilte, dächte es mich, als riefte mir eine Stimme zu: „Eile Dich! Eile Dich!“ Schrecken erfaßte mich und alle meine Kräfte zusammentreffend rannte ich auf mein Haus zu. Als ich hinkam, sah ich Cesi, unsern kleinen Negerclaven, allein auf der Thürschwelle sitzen und spielen. Indessen hatte ich da noch keine Ahnung von dem, was über mich ergehen sollte. Ich trat in das Haus und ging in die Küche. Hier erst, als ich nach irgend einem Gegenstande um mich herumsuchte, fiel mir mein Dougal ein. Ich warf meine Töpfe und Pfannen hin und eilte nach der Thüre. Der kleine Cesi kam mir entgegen.

„Missi,“ sagte er, „Dougal ist fort.“

„Dougal fort?“ wiederholte ich; „fort, und wohin?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Cesi. „Er ist fort, mit einem Mann zu Pferd.“

„Mit einem Reitersman!“ rief ich aus. Um des Himmels willen, Cesi, wo kann er denn hin sein? Was soll das bedeuten?“

„Ich weiß sonst nichts,“ war Cesi's Antwort.

„Und mit wem ist er denn fort, Cesi? Hat er fortgewollt?“

„Nein, Nissi, er nicht. Der Mann ist von seinem Pferd gesprungen, dann hat er Dougal darauf gesetzt, sich nachher hinten aufgeschwungen und ist im Galopp mit ihm fortgeritten.“

„Im Galopp! wiederholte ich mechanisch, „und Du kennst diesen Mann nicht?“

„Nein, Nissi, ich kenne ihn nicht.“

„Aber war denn der Mann ein Weißer oder ein Schwarzer?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Cesi.

„Wie! Du hast sein Gesicht nicht gesehen?“

„Er hatte ein großes Stück rothen Flanell vor dem Gesicht,“ versetzte das Kind, Thränen in den Augen.

„Aber,“ fragte ich weiter, „hast Du denn nicht Acht gegeben, lieber kleiner Cesi, was für eine Art von Mann es war?“

„Er hatte einen Rock an und saß auf einem Pferd.“

„Und Du weißt seinen Namen nicht? War es vielleicht unser Nachbar Symmer, oder Banks, oder auch Medling? Oder vielleicht Barnes?“

„Nein,“ erwiderte Cesi schluchzend.

„Großer Gott,“ rief ich aus, „was ist aus meinem armen Kinde geworden? Ich rannte fort, ohne zu wissen wohin, kehrte wieder um, eilte in den Wald, dann auf das Feld hinaus, suchte, in Thränen badend, hier und da und dort; aber je mehr ich weinte, desto größer wurde meine Angst. Zuletzt eilte ich zu unsern Leuten und holte Cesi's Mutter herbei. Es war mir nämlich der Gedanke gekommen, sie vermöge vielleicht etwas mehr aus ihrem Knaben herauszubringen als ich. Sie fragte den Jungen nach dem Mann, der Dougal mitgenommen habe, und wie er ausgesehen; sie versprach ihm Kuchen, eine neue Jacke — alles, was er nur wolle. Das Kind weinte, aber genauere Mittheilungen konnte es uns nicht machen. Da kam Clarke nach Hause.“

Hier schloß die beklagenswerthe Mutter ihre einfache, aber rührende Erzählung.

„Als ich in das Haus trat,“ fuhr jetzt der Ansiedler fort, „sah ich meine Frau in einem so fürchtbar aufgeregten Zustand, daß ich mir sogleich dachte, es müsse sich ein Unglück zugetragen haben; aber ich war weit entfernt, die ganze Größe desselben nur zu ahnen.“

Nachdem sie mir erzählt hatte, was vorgefallen war, suchte ich sie damit zu trösten, es sei zuverlässig einer unserer Freunde oder Nachbarn gewesen, der den Jungen mitgenommen habe; — indeß glaubte ich selbst nicht daran. Unter allen unsern Bekannten wußte ich keinen, der sich eine solche Freiheit herausgenommen haben könnte — eine Freiheit, für die ich ihm wahrhaftig schlimmen Dank gewußt hätte. Ich nahm den Cesi von Neuem in's Verhör und fragte ihn, ob der Mann einen schwarzen oder einen blauen Rock trug.

„Schwarz,“ sagte Cesi.

„Was für eine Farbe hatte sein Pferd?“

„Braun,“ gab das Kind zur Antwort.

„Welchen Weg hat er eingeschlagen?“

Der Knabe deutete nach der Richtung des großen Marais hin.

Sogleich schickte ich alle meine Neger, Männer, Weiber und Mädchen, zu allen meinen Nachbarn, um sie von dem zu benachrichtigen, was sich zugetragen, und wo möglich Erkundigungen über meinen Knaben einzuziehen. Ich selbst schlug einen Pfad ein, auf welchem ich die Spuren von Pferdetritten entdeckt hatte. Diesen Spuren folgte ich bis zu einer Bucht, wo sie mit einmal aufhörten. Der Mann mußte mit Pferd und Kind in ein Schiff gestiegen sein; er war vermuthlich über den Mississippi gesetzt — vielleicht auf dem jenseitigen Ufer den Strom hinab geritten. Auf welchem Punkt hatte das Schiff angelegt? Das mochte allein Gott wissen! Es konnte ja zehn, zwanzig, fünfzig, hundert Meilen abwärts gelandet sein. Meine Angst war fürchtbar. Ich sprengte nach Hopefield. Man hatte von meinen Jungen nichts gesehen, nichts gehört. Aber alle Leute des Landes stiegen zu Pferd, um mich in meinen Nachforschungen zu unterstützen; alle unsere Nachbarn waren herbeigeeilt; wir suchten den ganzen übrigen Tag, die ganze Nacht hindurch — aber umsonst — wir fanden nicht die geringste Spur, die uns auf die Fährte hätte bringen können. Niemand hatte einen Knaben, Niemand den Mann gesehen, der ihn mitgenommen.

Wir durchsuchten den Wald in einem Umkreis von dreißig Meilen, wir setzten über den Mississippi, gingen wieder bis Memphis aufwärts, stiegen bis nach Helena und den Jacksonstrom zu Thal — nichts, immer nichts! Wir kehrten heim, wie wir ausgezogen waren, ohne Nachrichten von meinem Jungen.

Als ich hier ins Haus trat, fand ich alle Bewohner der Umgegend versammelt. Wir machten uns insgesammt zum zweitenmal auf und durchsuchten den Wald nach allen Richtungen. Nicht ein Strauch, nicht ein hohler Baum blieb von unsern Nachforschungen unberührt. Wir stießen auf eine Menge von Damhirschen, Bären und Panthern, aber meinen Jungen fanden wir nirgends. Nach sechs Tagen eines jammervollen Lebens kehrte ich in mein Haus zurück; aber die Verzweiflung lagerte sich an meinen Herd, Alles, was ich sah, schmerzte mich, und mit Schrecken dachte ich immer an meine Heimkehr.

Meine Wangen fielen ein, meine Beine waren wie zerschlagen; aber die Leiden des Körpers waren nichts im Vergleich zu denen des Gemüths. Krank, das Herz mit Bitterkeit geränkt, streckte ich mich auf's Lager. Am folgenden Tag besuchte mich einer meiner Nachbarn. Er hatte zu Hopefield von einem Mann aus der Grafschaft Miller erfahren, daß sich auf den Straßen von Neumadrid ein Individuum hatte sehen lassen, dessen Signalement genau auf den Räuber meines Kindes paßte; er trug, so erzählte man, ein schwarzes Kleid, ritt ein braunes Pferd und hielt einen Knaben vor sich auf den Sattel. Sogleich vergaß ich Erschöpfung, Leiden, — Alles, sprang aus dem Bett und verschaffte mir ein feuriges Ross — das meinige war ermattet zum Umfallen. Ich jagte Tag und Nacht, unaufhaltsam, — es sind von hier bis nach Neumadrid dreihundert Meilen, — dort fand ich den Mann, das Pferd und den Kna-

ben, aber — es war nicht mein Kind! Der Mann war ein Bürger aus Neumadrid selbst, und vor kurzem mit seinem Söhnchen von einer Reise heimgekehrt, die er in die Grafschaft Miller gemacht hatte. Wie ich wieder hieher gekommen, das weiß ich nicht. Unweit Hopsfeld wurde ich von einigen Leuten aufgefunden, die mich nach Hause brachten. Vierzehn Tage lang lag ich im Fieberwahn Sinn. —

Indeffen hatten meine Nachbarn den Hergang dieses schrecklichen Kinderraubs in allen Zeitungen von Arkansas, Tennessee, Mississippi, Missouri und Louisiana bekannt machen lassen. Meine Freunde und ich hatten einige hundert Meilen durchstreift und das Alles vergebliche Mühe!

„Nein,“ rief er in herzerreifendem Tone aus, „wenn mein Kind von einem Bären oder Panther erwürgt worden wäre, so hätte mich das tief gebeugt — es war mein einziger Sohn. Aber geraubt, guter Gott, mein armes Kind geraubt!“

Mit großen Schritten maß er das Zimmer, die Hände krampfhaft zusammengeballt und weinend wie ein kleiner Knabe. Sogar der Schmerz seines Weibes, der gewiß nicht weniger überwältigend war, verrieth sich äußerlich nicht durch so heftige Symptome.

„Morgens,“ fuhr er schluchzend fort, „morgens, wenn ich an die Arbeit gehe, kömmt es mir vor, als sei mein Dougal da, stehe vor mir, und meine Arme lasse ich unthätig sinken, als wären sie von Blei. Abends, wenn ich mich niederlege, ziehe ich sein Bettchen neben das meine und rufe ihn beim Namen — aber es ist kein Dougal da! mit einem Wort, ich mag wachen oder schlafen, unaufhörlich steht mir Dougal vor den Augen. Wollte Gott ich wäre todt! Ich habe gesucht und geküßert, ich habe geschworen und gebetet, ich habe geweint und geklagt, aber der Himmel will sich meiner Leiden nicht erbarmen!“

Der herben Schicksale und des Jammers habe ich in meinem Leben viel gesehen, aber niemals ist mir ein Mann vorgekommen, den sein Schmerz so zu Boden gedrückt hätte! Hier hatte ich wirklich einen maßlosen, unsäglichem Gram vor mir. Wir suchten ihn mit Trostgründen aufzurichten, einige Hoffnung in ihm anzuregen, aber sein Auge blieb starr, sein Geist war abwesend und ohne Zweifel verstand er nicht ein Wort von dem, was wir ihm sagten.

Innerlich erschüttert, drückten wir diesen Unglücklichen die Hand, und nachdem wir ihnen angelobt hatten, nach allen Kräften mitzuwirken, daß sich der Schleier, welcher dieses geheimnißvolle Ereigniß verhüllte, lüftete, und ihnen nach Möglichkeit beizustehen, damit das Kind wieder aufgefunden werde, eilten wir, aus diesem Hause der Trauer hinauszukommen.

(Fortsetzung folgt.)

**Alexander Dumas.**

Alexander Dumas verdient jährlich mit seiner Feder über 120,000 Franken, braucht aber bedeutend mehr, da er ein großes Haus führt, sehr freigebig und ge-

gen die ganze Welt wahrhaft verschwenderisch ist. Der Sohn eines an seinen Wunden im Revolutionskrieg verstorbenen Generals kam er ohne Geldmittel nach Paris. Die Freunde seines Vaters nahmen ihn kalt auf und zeigten sich gleichgültig und theilnahmslos; — endlich kam er mit einem Empfehlungsbriege eines einflussreichen Wählers seines Departements zu den Deputirten General Joy. — Wir wollen sehen, was wir aus Ihnen machen können, sagte dieser. — „Alles, was Sie wollen, General.“ — „Ich muß erst wissen, wozu Sie taugen.“ — „Zu nicht Viel.“ — „Wissen Sie ein Bißchen Mathematik?“ — „Nein, General!“ — „Haben Sie einige Kenntnisse von Naturkunde, Naturlehre?“ — „Nein, General.“ — „Haben Sie die Rechte studirt?“ — „Nein, General.“ — „So können Sie doch Latein oder Griechisch?“ — „Aeußerst wenig, General!“ — „Nun, so können Sie doch wenigstens gut rechnen, Buchföhren?“ — „Davon verstehe ich gar nichts.“ — Der zwanzigjährige Dumas, der hier zum erstenmale seine eigene Unwissenheit kennen lernte, wurde bei jeder neuen Frage des Generals blutroth; — der General schüttelte verlegen den Kopf. „Geben Sie mir Ihre Adresse, sagte er endlich, ich werde nachdenken, wo man Sie unterbringen kann.“ Dumas nahm eine Feder und schrieb seine Adresse, der General sah zu; auf einmal rief er aus: „Wir sind gerettet, — Sie haben eine schöne Schrift.“ Dumas ließ seinen Kopf vernichtet auf die Brust sinken, zum erstenmale sah er ein, daß er allein, ohne Hülfsmittel in der Welt, nichts habe, als eine schöne Schrift. — Joy verwendete sich für seinen Schüßling und schon am andern Tage sah Dumas als Schreiber in dem Bureau des Herzogs von Orleans, jetzigen Königs, und hatte monatlich hundert Franken Gehalt. — Zwölf-hundert Franken jährlich. Dumas war glücklich. — Aber belehrt, gewizigt, enttäuscht durch die Unterredung mit dem General Joy schämte er sich seiner Unwissenheit und dachte jetzt ernstlich daran, etwas zu lernen. Trotzdem, daß er acht Stunden bei Tage im Bureau zubringen und Abends von 7 bis 10 Uhr noch dahin zurückkehren mußte, warf er sich mit Feuereifer auf das Lernen und verwendete den größten Theil seiner Nächte zur Verbesserung seiner vernachlässigten Erziehung. Nach drei Jahren rastloser Mühen hatte er ungeheure Fortschritte gemacht, das Pariser Leben vollendete die äußere Bildung und im vierten Jahre seines Pariser Aufenthalts sehen wir ihn schon als dramatischen Dichter mit guten Freunden Baudevilles für die Boulevards-Theater schreibend. Sein Heinrich III. wird nach einiger Zeit gegeben, der Herzog von Orleans nimmt den ganzen ersten Logenrang in Beschlag und wohnt der ersten Auf-führung mit einer kleinen Armee von Prinzen, Prinzessinen, Herzogen, Fürstinnen, Gesandten und Generalen bei; — das Stück gefällt ungemein; und am andern Morgen ist der junge unbekannt Mensch ein Dichter ersten Ranges, das Schooskind von ganz Paris.

**Neuenbürg.**

**Schrannezzettel vom 5. September 1846.**

Kernen wurde verkauft:

34 Schfl. á 22 fl. — fr. . . . .	748 fl. — fr.
1/2 " für . . . . .	11 fl. 15 fr.
34 1/2 Scheffel . . . . .	759 fl. 15 fr.
Mittelpreis 22 fl. — fr.	

**Taxen:**

für 4 Pfund Kernenbrod . . . . .	19 fr.
" 3 " Schwarzbrod . . . . .	13 fr.
1 Kreuzerwecken muß wägen 4 1/2 Loth.	

StadtSchultheissenamt. Fischer.

